46 — Illustrirtes Sonntagsblatt — 1895
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Ein unscheinbarer Fund.

Originalroman von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

Und nun begann eine Zeit des Kämpfens und Ringens. Emil hatte zu viel versprochen; nein, auch in Amerika lassen sich Ruhm und Reichtum nicht mühelos vom Baume pflücken. Aber durch festen Willen und ehrliches Streben glückte mir's doch, meinem Sohne, für den ich einzig wirkte und schaffte, eine sorgenlose Zukunft zu sichern. Alles andere weißt Du; wie ich Dich kennen lernte — Deiner sanften, blonden, mich an Mathilde erinnernden Erscheinung nicht zu widerstehen vermochte. Ich wagte es, an Deiner Seite das Schicksal für versöhnt zu halten und mich, wenn nicht unbedingt glücklich, so doch ruhig und zufrieden zu fühlen. Aber zwischen mir und dem wahren Seelenfrieden stand damals und steht jetzt noch mein Sohn Erich. Mit treuem Gedächtnis hat er die Erinnerung an jedes Erlebnis seiner Kindheit bewahrt. Er hat das Bild seiner unglücklichen Mutter vor Augen, als wäre sie gestern erst von ihm geschieden. Ruhelos sind seine Selbstvorwürfe, daß er sie durch sein Jammern um Brot aus dem Hause, in den Tod getrieben habe. Und mir, mir vermag er's nicht zu verzeihen, daß ich seine Mutter und ihn verließ in meiner Verzweiflung, daß ich durch meine Abwesenheit, meine feige Flucht die entsetzliche Katastrophe herbeiführte. Und recht hat er ja wohl, mir zu zürnen. Wer weiß es besser als ich, daß Mathilde nicht so völlig Mut und Kraft verloren hätte, wäre ich pflichtgetreu und tröstend an ihrer Seite geblieben.

„Nun habe ich Dir alles gesagt, Mary, alles, was mich zuweilen so düster macht, was mir meinen Sohn entfremdet und ihn finsterer Schwermut in die Arme wirft. Die Vergangenheit breitet tiefe Schatten über uns beide. Wir können uns nicht freuen im goldenen Sonnenschein des Glückes.

„Vielleicht aber wirst Du nun, da Du alle die früheren Verhältnisse kennst, doch mildernd, versöhnend einwirken können auf Erich. Er kennt meine Vergangenheit nur von dem Zeitpunkte seiner beginnenden Erinnerung an. Ich habe ihn nicht noch mehr verdüstern, sein Vertrauen in die Menschen nicht trüben wollen. Er ist ja noch so jung. Jetzt aber meine ich den Augenblick gekommen, da er alles hören und würdigen kann, was sein Vater gelitten hat und daß doch mildernde Gründe dafür da sind, wenn derselbe in einem Augenblick zum höchsten gesteigerter Verzweiflung auf Pflicht und Liebe gegen Frau und Kind vergaß. Von Dir soll er's erfahren, Mary, von Deinem sanften, lieben Munde. Willst Du mir diesen großen Dienst erweisen? Er ist gegangen, das Grab seiner Mutter zu suchen. Wie ich ihn kenne, wird er mit doppelt verbitterter Stimmung von dort wiederkehren. Nimm Du ihn dann in Empfang, bewirke, daß er milder urteilt über seinen Vater. Schenke mir, Du allein kannst es vielleicht, schenke mir das Herz meines einzigen Kindes wieder!"

Sie legte zärtlich ihren Kopf an seine Brust.

„Ich will es versuchen, John, und ich will alle meine Liebe für Dich daransetzen!"

Nach einer Pause fügte sie hinzu: „Und — was ist aus Emil Bernau geworden?"

„Wenn ich das selber wüßte! Er machte sich bald nach meiner Ankunft völlig unmöglich in Newyork — er soll wieder zu unerlaubten Kartenkünsten gegriffen haben. Er reiste in aller Hast und Eile ab. Ich habe dann niemals wieder von ihm gehört!"

Frau Brown hob jäh, mit einem ängstlichen Zug im Gesicht, den Kopf. „Und möge er auch nie wieder Deine — unsere Wege kreuzen, mein lieber John! Weißt Du, — daß ich mich fürchte vor ihm?"

9.

Ein kleiner Handel mit frischen und künstlichen — Totenkränzen bildete das Endresultat aller Bemühungen, welche Frau Lambert daran gewendet hatte, sich und ihrem Kinde eine unabhängige Lebensstellung zu erringen. Ihres Gatten Behauptung, sie besitze keinerlei hervorragende Geistesanlagen, kein specielles Talent, welches sie berechtige, aus dem natürlichen Frauenberufe herauszutreten, war nur zu treffend und wahr gewesen. Sie hatte es mit mancherlei versucht; für den Lehrerinberuf besaß sie nicht genügend vertiefte und geregelte Kenntnisse, um mit Erfolg wirken zu können. Den Kindern vertrauensvoller Eltern aber ein schlechtes Französisch und ein noch zweifelhafteres Klavierspiel beizubringen, nur um das Stundengeld zu bekommen, wie es ja so viele thaten, die noch unter ihrem Können und Wissen standen, dazu war sie zu gewissenhaft. Auch an das Theater hatte sie gedacht. Bei ihrem klangvollen Organ und ihrer schönen Gestalt wäre sie vielleicht glücklich in diesem Fache gewesen, wenn sie entweder mehr individuelles Darstellungstalent oder weniger Anständigkeit und Strenge der Anschauungen gehabt hätte. Das Schriftstellern scheiterte an einem gewissen Mangel an Phantasie —



Das durstige Bärbele. (Mit Text.)
Originalaufnahme von E. Linde in Berlin.

ihre Ideen entbehrten nicht der Tiefe und Originalität, wohl aber ihr Stil jener undefinierbaren, einschmeichelnden Fülle an gewinnenden Details, welche allein den Leser zu fesseln, zu entzücken vermögen. Ihre Einsendungen wurden von Verlegern und Redaktionen beharrlich zurückgewiesen. So war sie denn langsam zu der Einsicht gekommen, daß sie durch unbegründeten Ehrgeiz und ungeregelte Emancipationsgelüste ihr Lebensglück zerstört, den Kreis echter Frauenpflichten fruchtlos überschritten hatte. Und sie ergab sich darein, fortan nicht mehr aufwärts, sondern vorwärts zu streben und nur das Nächste und Notwendigste zu thun und dies war — sich und ihrer Tochter das tägliche Brot zu sichern. Ihr Gatte hatte eine nicht unbeträchtliche Summe bei einem Wiener Notar für sie deponiert und war hierauf aus der Stadt verschwunden und verschollen. Sie hatte jenes Kapital angetastet und bedeutend reduziert während der Versuche, sich eine ihren Wünschen und Träumen entsprechende Berufsthätigkeit zu schaffen. Der Rest des Geldes mußte gerettet werden für das Kind. Sie hatte den kleinen Handel mit Grabblumen von einer Bekannten übernommen, die sich hohen Alters wegen von den Geschäften zurückzog.

Das Unternehmen bewährte sich als gut; die Kunden waren zahlreich, die Einnahmen nicht unbeträchtlich. Der Laden befand sich in unmittelbarer Nähe des Schmelzer Friedhofes. Eine schmale Wendeltreppe verband die Geschäftsräume mit der oberhalb liegenden Wohnung, zwei bescheiden eingerichteten Zimmern. Frau Lambert teilte ihre Zeit zwischen dem Blumenhandel und der Erziehung ihrer Tochter. Die Einförmigkeit ihrer Beschäftigung, die ungestörte Ruhe eines streng zurückgezogenen Daseins, vielleicht auch der Anblick des großen, friedvollen Totenfeldes, das sich vor ihren Fenstern ausdehnte, lullte wohlthätig die allzu lebhaften Wünsche ihres Herzens ein. Mit einem wehmütigen Lächeln gedachte sie der Zeit hochfliegender, thörichter Lebenspläne.

So eilten die Jahre hastig, unaufhaltsam in den weiten Schoß der Vergangenheit. Silberfäden mischten sich bereits in ihr Haar. Und neben der sich langsam entblätternden Frauenblume reifte still und heimlich die frische, reizende Mädchenknospe.

Sinnend ruhte oft der Mutter Blick auf ihrem heranwachsenden, körperlicher und geistiger Blütezeit immer näher rückenden Kinde. „Mein Gott — so alt bin ich geworden!“ Wie viele Frauen rufen das halb scherzhaft, halb erschreckt. Die Ergebung ins Unabänderliche kommt aber für alle und damit jene selbstlose Freude an der kräftigen Entfaltung der nachwachsenden Jugend, der neuen Generation, „die noch da sein wird auf Erden, wenn wir den Schauplatz irdischer Leidenschaften längst geräumt und verlassen haben.“

Auch Frau Lambert sah es mit herzlichem Wohlgefallen, wie schön und liebenswert sich ihre Tochter entwickelte.

Ueber Gretchens Leben lag nicht viel von dem heiteren Sonnenschein, der sonst jungen Mädchen jeden Tag, jede Stunde mit seinem Lichte vergoldet. Schon als Kind war sie ernst und schweigsam gewesen; Lachen und frohmütiger Jubel hatten selten eine gastliche Stätte auf ihren Lippen gefunden. Eine Erinnerung, eine Sehnsucht ließ sich ja trotz Frau Lamberts Bemühungen nimmer verdrängen, der ihr allen unbefangenen, heiteren Weltsinn benahm. Gretchen dachte mit unvermindertem Verlangen an den verlorenen Vater. Die letzten Worte, die er zu ihr gesprochen, blieben gleich einem unverlöschbaren Feuermale in ihr Herz gegraben — sie hatte seine Bitte: „Ich bin unschuldig, merke Dir es gut!“ verstehen gelernt seither — sie kannte der Eltern trostlos traurige Geschichte. Und sie brütete darüber in einsamen Stunden, während ihre geschickten Finger Totenkränze flochten; sie glaubte dem Vater und zürnte beinahe der Mutter, weil die ja noch immer nicht fertig geworden war mit ihren Zweifeln, mit ihrem „für und wider“ in Bezug auf die Schuld ihres Gatten.

Gretchen hatte nur einen Wunsch, den sie aber wahrte in der geheimsten Tiefe ihres Gemütes: „Ihren Vater wiederzusehen!“

Es war an einem prächtigen, warmen Sommernachmittage. Gretchen hatte sich in den Laden hinunterbegeben, um bei Vollendung eines besonders großen, aus frischen Rosen und Nachtviolen geflochtenen Sargkranzes zu helfen. Die Blumen lagen in Hülle und Fülle auf Tischen und Holzgestellen umher. Einige Aushilfsarbeiterinnen waren geschäftig, sie in kleinen Büscheln an feinem Drahte zu befestigen. Gretchen und ihre Mutter hielten den Riesenkranz im Schoße und flochten hier noch eine Rose, dort noch einen Rosmarinzweig ein, um Lücken auszufüllen.

Ein junger Mann betrat den Laden.

„Sie wünschen, mein Herr?“ fragte ihn Frau Lambert.

Er antwortete nicht sogleich. Sein Blick ruhte auf Gretchen mit sichtlichem Interesse, als ob er sich auf irgend etwas zu besinnen suchte. Frau Lambert runzelte leicht die Stirne. Sie war nicht wie andere Mütter eitel auf die Bewunderung, die ihr Kind bei der Männerwelt zu erregen pflegte. Sie wollte dem noch so jugendlichen Mädchen so lange wie möglich jene schöne Unwissenheit über die Macht seiner Reize erhalten.

„Es ist spät — der Kranz muß fertig sein, wie er eben ist!“ sagte sie zu der Tochter. „Ich werde ihn sogleich hinaufschicken. Ich danke Dir, Gretchen, Du bist nicht mehr nötig hier!“

Erich beobachtete das schöne, gehorsame Geschöpf, das ihn nur flüchtig, mit unschuldigen, wundersanften Augen angeschaut hatte, wie es sich rasch erhob, das vollendete Werk ihrer Hände sorgsam über zwei Stühle legte und leicht, als ob es schwebte, über die schmale, vielfach gewundene Eisentreppe hinauf verschwand.

Frau Lambert mußte ihre Frage wiederholen; sie that es bedeutend geschärften Tones.

„Die Sonne ist untergegangen!“ murmelte er seufzend.

„Wie meinen Sie das, mein Herr?“

„Ach ja, so — bitte — entschuldigen Sie. Ich war — in diesem Augenblicke etwas — zerstreut. Wollten Sie mir wohl einen hübschen Kranz aus getrockneten Blumen zeigen, oder sonst ein sinniges Gedenkzeichen? Ich habe soeben nach langem, abspannendem Suchen das Grab einer sehr geliebten Person gefunden und möchte es nicht ohne Schmuck lassen!“

Frau Lambert legte dem jungen Manne die gewünschten Geschäftsartikel vor: Hübsche Kreuze und Kränze aus gefärbten Strohblumen, Porzellanmedaillons mit frommen Inschriften und von schwarzem Perlgeflechte umgeben, Votivtafeln, worein man das Bildnis des Verstorbenen unter schützendes Glas einfügen konnte und ähnliche Gedenkzeichen treuen Erinnerns. Er wählte den kostbarsten unter den Kränzen, ließ ein Holztäfelchen mit dem Namen „Mathilde Braun“ daran befestigen, bezahlte und wandte sich dann zögernd, wie um den Laden zu verlassen. An der Schwelle blieb er doch wieder stehen.

„Das junge Mädchen war Ihre Tochter?“ fragte er leise, beinahe schüchtern.

„Ja, mein Herr! Meine Tochter!“

Die Antwort klang sehr trocken und diejenige, die sie erteilt hatte, drehte ihm kurz den Rücken zu.

Trotzdem ließ er sich nicht entmutigen.

„Ich werde wiederkommen! Würden Sie mir wohl bis morgen um dieselbe Stunde einen Kranz aus frischen, weißen Rosen anfertigen?“

„Sie sollen bedient werden, mein Herr. Wünschen Sie sonst noch irgend etwas?“

„Nein — Frau — Frau —“

„Ich heiße Lambert — mein Name steht draußen auf dem Schilde!“ sagte sie nicht eben freundlich und befahl hierauf den beiden Arbeiterinnen, den Kranz hinaufzutragen in des Hausherrn Wohnung.

Erich verließ mit seiner leise raschelnden Blumenkrone den Laden und begab sich in den kaum zweihundert Schritte entfernten Kirchhof zurück. An den geschmückten Gräbern vorbei, durch endlose Hügelreihen, ging er nach dem entlegensten Teile des weiten, viel verzweigten Rosengartens — dort an der Mauer, er hatte sich mit einem Stück zerbrochenen Glases ein Merkmal in dieselbe geritzt, dort war die Ruhestätte seiner unglückseligen Mutter. Mit Hilfe eines durch ein reichliches Trinkgeld gefügig gemachten Totengräbers hatte er dieselbe endlich aufgefunden. Nur ein Holztäfelchen mit einer halbverlöschten Nummer bezeichnete den eingesunkenen Hügel; durch diese Nummer allein war es möglich geworden, nach langem Suchen in den Registern herauszuklügeln, wer hier Zuflucht gefunden vor irdischem Kummer und Leid. Erich legte den Kranz auf die einsame, von Unkraut und Disteln umgebene und für ihn doch so liebe und geweihte Stätte.

„Ich komme wieder, Mutter! Ja, recht, recht oft will ich wiederkommen zu Dir!“

Mit diesen Worten verließ er langsam den Friedhof. Vor dem Thore draußen wollten sich die Mietkutscher seiner bemächtigen. Er aber winkte abwehrend mit der Hand und trat den Rückweg nach dem Hotel zu Fuße an. Er kam an dem Laden mit den Totenkränzen vorbei, ging aber absichtlich auf der anderen Seite der Straße, um auch die Fenster des Hauses ins Auge fassen zu können. Dort auf einem kleinen Eisenbalkone, von blühenden Sommerwinden halb verborgen, saß Margarete und hielt eine Näharbeit in der Hand.

Hastig griff der Jüngling in seine Brusttasche. Er brachte ein kleines, rundes Miniaturbild hervor, auf Email gemalt. Ein rosiges Kindergesichtchen, von blauen Augen belebt und goldenen Haarringeln umwallt, schaute Erich mit einem süßen, unschuldigen Lächeln entgegen. Er betrachtete bald das Bild in seiner Hand und bald das Mädchen auf dem Balkon. Nein, keine flüchtige Täuschung war es gewesen; dieselben großen, mandelförmigen Seraphsaugen, derselbe leichtgewölbte, sinnig ernste Mund, die schmale Stirne, die scharfgezeichneten dunklen Brauen, die überlangen Wimpern und das leicht nach vorne gebogene Kinn. Und auch das feine, goldige Haargekräusel, das sich so eigensinnig und reizend aus den festgeflochtenen Zöpfen stahl und Stirn und Wangen umwehte. Sie hatte sich entwickelt, ja, aber nicht verändert, nicht umgestaltet. Der Zauber unentweihter Kindlichkeit wehte ihm auch aus jenem sanftgerundeten, jungfräulich ernsten Mädchengesichte entgegen.

Rasch verbarg er das Bildnis wieder — die Straße war wenig belebt, dennoch fürchtete er Beobachtung, sei es auch nur von jenen strengen Frauenaugen, die ihn vorhin so zornig angeblitzt, so erfolgreich aus dem Bereich der ängstlich gehüteten Tochter vertrieben hatten.

Gretchen hatte ihn nicht bemerkt, nicht einmal das blonde Köpfchen hochgehoben, um die Leute auf der Straße eines flüchtigen Blickes zu würdigen. Erich ging rasch davon, ohne sich nach ihr zurückzuwenden. Er wollte, er durfte es nicht versuchen, ihre Aufmerksamkeit in einer ihrer nicht würdigen Weise zu erregen.

Der weite Weg durch das Menschengewühle der Hauptstraßen, an

zahllosen Fuhrwerken aller Arten und Bestimmungen vorüber, die reich ausgestatteten, mit französischen Lockartikeln behangenen und belegten Schauläden entlang, erschien dem Jüngling gar sonderbar kurz und angenehm. Es dachte und träumte sich so gut mitten unter den drängenden, vorwärtshastenden Leuten, die auch ihn mit sich fortschoben, als würde er willenlos von einem mächtigen Strome getragen. Das ruhelose Wagengerassel umtoste ihn, ohne daß es bis zu seinem Bewußtsein drang, gleich fernem Meeresrauschen.

Was hatte er aber zu denken und zu träumen? Schwebte ihm der langvergessene, eingesunkene Grabhügel vor Augen? Beschäftigte ihn sein Groll gegen den Vater, dem er einen Moment der Schwäche noch immer nicht zu verzeihen mochte?

Nein! Diese beiden Argumente, die bis nun seine Phantasie tyrannisch, ausschließlich beherrscht hatten, sie verblaßten plötzlich vor einem Gedanken, der ebenso gebietend und unabweisbar von seiner Seele Besitz nahm und eiferschtig jede andere Vorstellung verdrängen zu wollen schien.

Ein blonder, leichtgeneigter Mädchenkopf gaukelte vor seinem geistigen Auge. Der Strom seiner jugendlichen Empfindungen hatte das naturgemäße Bett gefunden — die Liebe. Milde wurde sein Herz bestrahlt von dem neuen, warmen Lichte, das ihm aufgegangen war mit dem ersten Schauen in Gretchens Angesicht. War sie ihm ja doch nicht fremd, nicht unbekannt. Heimlich hatte er ihr Abbild bei sich getragen, lange Jahre hindurch, ohne daß jemand davon wußte. Für die Erfindung einer warmen, schöpferischen Künstlerseele hatte er das kleine Miniaturgemälde angesehen, es aber darum nicht minder angebetet, nicht weniger wert gehalten. Und nun die Wirklichkeit. Es überwältigte ihn, sie lebend, erreichbar zu wissen. Er schwelgte in dem Vorgefühle, wie er um sie werben, sie erringen würde. Heiter strahlten seine dunklen Augen, ein angenehmes, befriedigtes Lächeln umschwebte seinen Mund. Die ganze Welt hätte er fassen mögen in eine einzige, liebeswarme Umarmung.

In solcher Stimmung traf ihn Frau Brown, als sie, von seiner Rückkunft benachrichtigt, zu ihm in das Balkonzimmer trat. Nicht also hatte sie ihn zu finden erwartet, nach seinem schweren, traurigen Gange.

„Du kommst vom Grabe Deiner Mutter, lieber Erich?“ fragte sie leise und unsicher.

Er reichte ihr mit einem warmen, offenen Blick die Hand hin.

„Ja, ich habe es gefunden. Und Du wirst mir helfen, ein schönes Denkmal dafür auszusuchen, nicht wahr, Du mein gute, zweite Mama?“

„Gerne, Erich! Und nun, da ich Dich zugänglich und ruhig sehe, möchte ich Dir — von Deinem Vater erzählen!“

Er hörte den langen Bericht aufmerksam, beinahe ohne sich zu regen, an. Als sie geendigt hatte und ängstlich forschend in sein Antlitz sah, da gewahrte sie, daß es von tiefer, mächtiger Bewegung schimmerte aus seinen Augen.

„Ich will zu ihm, Mama!“ sagte er, sich erhebend. „Der Sohn soll nicht Gericht halten über den Vater. Mir ist, als sei ein Engel der Versöhnung heraufgestiegen aus Mutters Grabe!“

Er küßte ehrerbietig Frau Browns Hand und begab sich nach seines Vaters Zimmer.

Herr Brown blickte ihm unsicher, mit einer beinahe demütigen Bitte in den Augen entgegen. Erich schlang rasch und fest seine beiden Arme um ihn.

„Verzeih mir, Vater. Ich besaß kein Recht, mit Dir zu zürnen. Ich kannte Dich nicht, ich verbitterte Deine Erinnerung noch durch mein unkindliches Benehmen, durch meinen Vorwurf. Ich fühle mein Herz heute so groß, so weit. Laß sehen, ob meine Liebe Dich nicht zu entschädigen vermag für unverdient erlittenes Leid!“

„Du bringst mir Deine Versöhnung von — ihrem Grabe mit?“ murmelte Herr Brown erschüttert. „O Mathilde, erwirkst Du mir auch noch aus dem anderen Leben herüber Freude und Segen?“

10.

Der Kranz aus weißen Rosen, den Erich Brown bestellt hatte, lag vollendet im Blumenladen der Frau Lambert. Gretchen hatte von der Mutter die ausdrückliche Weisung erhalten, oben zu bleiben im Wohnzimmer. Und nun konnte der junge Mann kommen, der sich mit seiner ungewünschten Bewunderung in Frau Lamberts Bereich gewagt hatte, sie war gerüstet, ihn zu empfangen und ihm das Wiederkehren ein für allemal zu verleiden. Die Jahre hatten sie älter aber nicht weicher und nachsichtiger gemacht. Und der vorliegende Fall forderte ihre strengste Wachsamkeit, ihr rücksichtslosestes Vorgehen heraus. Galt es ja doch, ihre Tochter vor jenen beleidigenden Huldigungen zu behüten, die sich so gerne an hübsche, mittellose Mädchen heranwagen, um ihnen das reine, unerfahrene Herz zu vergiften.

Frau Lambert sollte aber keine Gelegenheit finden, das Gewitter ihres mütterlichen Unwillens und Mißtrauens über den verwegen nach ihrem Gretchen ausblickenden Jüngling loszulassen. Statt seiner erschien ein älterer, sehr elegant aussehender Herr und fragte nach dem Kranze aus weißen Rosen.

Frau Lambert wies etwas überrascht und verlegen nach dem Ladentische hin. Es hat für rechtliche Menschen stets etwas Beschämendes, wenn sie sich eingestehen müssen, zu weit gegangen zu sein in irgend einem Argwohn.

Der Fremde zog seine Visitenkarte hervor und überreichte sie Frau Lambert. Diese las: „Herr John Brown, Advokat und Gutsbesitzer aus Newyork“, und blickte dann fragend auf den ihr gänzlich Unbekannten. Was bedeutete denn diese unerwartete Selbstvorstellung?

„Ich soll den Kranz vielleicht zu Ihnen schicken, Herr Brown? Aber hier ist keine Adresse angegeben!“

Er verneigte sich mit einem verbindlichen Lächeln.

„Fürs erste ist es mir gar nicht um den Kranz zu thun, Frau Lambert. Ich wünsche eine Unterredung mit Ihnen!“

Sie runzelte leicht die Stirne.

„Zu welchem Zwecke?“

„Um über die Zukunft meines Sohnes und Ihrer Tochter zu beraten!“

Lebhaft betroffen fuhr sie auf: „Was könnte ich über Ihren Sohn zu bestimmen haben? Und welches Recht besitzen Sie, sich mit meiner Tochter zu beschäftigen?“

„Bitte, bleiben Sie ruhig, Frau Lambert. Ich komme in der besten Absicht. Ich bin der Abgesandte eines redlichen jungen Mannes, dem es nur an der nötigen Unverfrorenheit fehlt, selbst mit seinen Wünschen vor Sie hinzutreten, der gemeint hat, es würde Ihnen einen günstigeren Eindruck machen, wenn zuerst ich die Angelegenheit in die Hand nähme!“

„Sie sind der Vater des jungen Mannes, der diesen Kranz bestellt hat?“ fragte Frau Lambert.

„Ja wohl! Sein Geständnis, daß er hier so plötzlich, am ersten Tage seines Aufenthaltes in Wien diejenige gefunden habe, die er sich zur Gattin wünscht, kam natürlich auch mir sehr überraschend und unerwartet. Trotzdem konnte ich nichts anderes thun, als ihn unterstützen bei seinen Plänen. Mein Sohn besitzt einen sehr eigentümlichen und nicht leicht zu behandelnden Charakter, einen Willen, der einmal auf einen bestimmten Punkt gerichtet, unerschütterlich ist. Ueberdies haben traurige Ereignisse von seiner Kindheit an eine Schwermut in ihm großgezogen, die mich bisweilen das Schlimmste, eine unheilbare Gemütskrankheit für ihn fürchten lassen. Ich liebe meinen Sohn bis zum Uebermaß — bis zur Thorheit möchte ich sagen. Muß ich daher eine Neigung seines Herzens nicht mit Freude begrüßen, die ganz plötzlich seinen Tiefsinn zerstreut und einen schweigsamen, in sich selber versunkenen Grübler zu einem glückstrahlenden, lebensfrohen Menschen umgewandelt hat?“

„Das ist alles sehr seltsam und — verzeihen Sie das Wort, sehr bedenklich!“ rief Frau Lambert aus. „Man faßt doch nicht nur so im Handumdrehen eine unbezwingliche Leidenschaft für ein Mädchen, das man zum allerersten Male sieht, für ein Mädchen, das arm und aussichtslos, doch wohl nicht geeignet ist, die Frau —“

Lebhaft unterbrach hier Herr Brown: „Ueber den letzteren Punkt lassen Sie mich und meinen Sohn entscheiden, Frau Lambert. Mein Sohn ist reich und unabhängig, unabhängig selbst von mir, der ich ihm am Tage seiner Großjährigkeit die Hälfte meines sehr beträchtlichen Vermögens bedingungslos übergeben habe und — dieser Tag war heute — die Uebertragungsurkunde ist vor wenigen Stunden, nach dem Geständnis seiner Liebe, abgefaßt worden. Sie sehen daraus, daß ich nichts einwende gegen seine Wahl und daß er sich eine Gattin aussuchen kann ausschließlich seinem vollen Herzenswunsche gemäß!“

Frau Lambert vermochte sich nun freilich nicht mehr ganz zu behaupten in ihrer strengen, reservierten Haltung.

„Ich fasse es nicht!“ murmelte sie unsicher. „Wie kommen Sie dazu, die Wahl Ihres Sohnes so unbedingt zu billigen? Eine gänzlich mittellose Schwiegertochter, noch dazu in einem verhältnismäßig niedrigen Lebenskreise angetroffen, ist doch sonst wohl keinem Vater erwünscht!“

„Wir kommen aus Amerika, wo ich durch volle vierzehn Jahre gelebt habe. Man wird dort um viele Vorurteile und Bedenken ärmer, ohne daß man sich dessen versieht. Das persönliche Verdienst gilt dort alles. Und Schönheit ist nun zwar freilich kein Verdienst, aber doch eine herrliche Gottesgabe, die den damit Beschenkten über die anderen Menschen emporhebt. Ihre Tochter wird eine glänzende Rolle im Haushalte meines Sohnes spielen, ohne daß sich irgend jemand darum kümmert, welchen Kreisen sie früher angehört und ob sie ihrem Gatten auch nur einen Heller zugebracht hat. Und ich persönlich, wenn Sie mich näher kennen lernen, dann erst werden Sie begreifen können, wie wenig Wert ich auf den äußeren Schein und auf pekuniäre Glücksunterschiede lege. Ich wünsche meinen Sohn heiter und zufrieden zu sehen. Und da er mir versicherte, daß er dies nur durch den Besitz Ihrer Tochter zu werden vermag, so muß ich dieses liebe Kind ja mit offenen Armen aufnehmen und segnen!“

„Sie haben Margarete noch nicht gesehen. Wer weiß, wie wenig das bescheidene, anspruchslose Kind Ihren Vorstellungen von der würdigen Gattin Ihres Sohnes entspricht!“ erwiderte Frau Lambert, in einer Verwirrung befangen, die sie vergebens zu bannen suchte. „Und überdies — ehe von Entscheidendem die Rede sein kann, müßten wir uns alle doch erst näher kennen lernen, müßte in erster Linie mein bis jetzt noch so kindliches und ahnungsloses Mädchen mit sich selber ins klare kommen, ob sie die freundlichen Gesinnungen ihres Sohnes zu erwidern vermag?“

„Und mehr verlangen wir auch fürs erste nicht, Frau Lambert. Meine liebe Frau, die ihren Stiefsohn Erich gleich einer wirklichen Mutter liebt, wird sich ein Vergnügen daraus machen, Sie zu besuchen. Sie werden hinwieder mit Ihrer Tochter zu uns kommen und der Verkehr der jungen

Leute ist dadurch harmlos und unauffällig eingeleitet. Und nun — ehe ich gehe — dürfte ich meines Sohnes Erwählte vielleicht sehen?"

Frau Lambert that nicht, was jede andere Mutter zu unterlassen für eine Sünde an ihrem Kinde gehalten hätte. Sie ging nicht hinauf zu Gretchen, um sie zu schmücken und vorzubereiten, damit sie durch Aeußeres und Benehmen den möglichst günstigen Eindruck hervorbringe. Diese gerade und wahrheitsliebende Natur verschmähte jeden Kunstgriff, jedes Haschen nach einem Vorteil. Sie rief die Tochter herab ohne weitere Erklärung.

Freilich bedurfte Margarete auch keiner äußeren Zuthat, um Augen und Herz unwiderstehlich für sich zu gewinnen. In ihrem schmucklosen Hauskleid und Latzschurz, mit den einfach und ohne Bandschleife herabhängenden Zöpfen sah sie so schön und liebreizend aus, daß Herr Brown kaum einen Ausruf der Ueberraschung zurückzuhalten vermochte.

„Dieser Herr hat sich als — ein Bekannter aus früherer Zeit bei mir eingeführt!" sagte Frau Lambert zu ihrer Tochter. „Wir werden auch seine Frau Gemahlin kennen lernen. Er ist der Vater des jungen Mannes, der diesen Kranz hier bestellte. Sein Name ist Herr Brown."

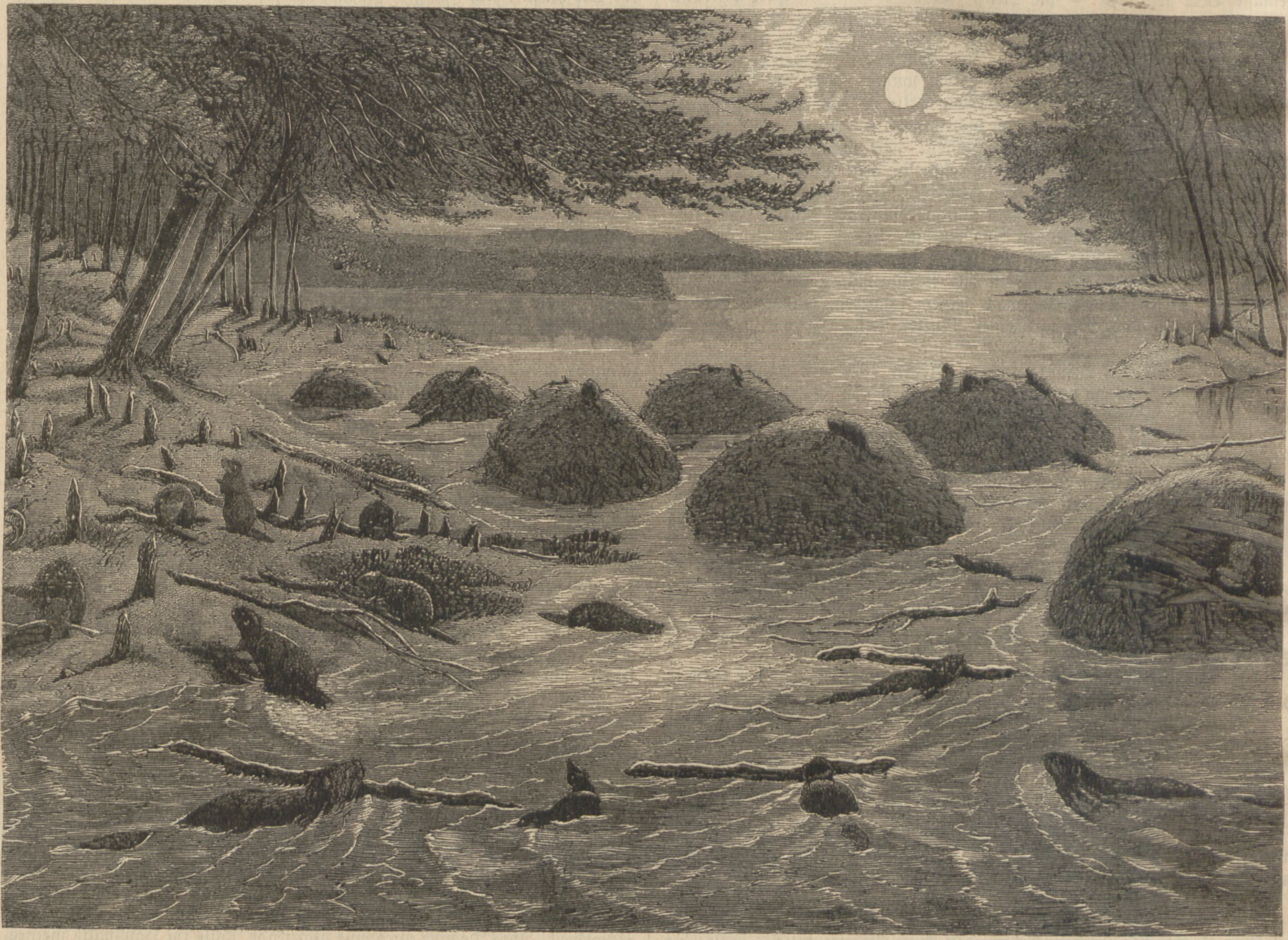
lang und genau anzuschauen. Soweit ich mich aber erinnere, ist es ein schöner Jüngling mit traurig blickenden Augen!"

„Wird es Dir Vergnügen machen, ihn wiederzusehen?"

„Gewiß, Mama, wenn Du es für wünschenswert findest!"

Frau Lambert schwieg. Sie war sich klar darüber geworden, daß in Gretchen durchaus nicht jene blitzartige Sympathie waltete, welche Erich Brown schon zu einem so bedeutungsvollen Schritte getrieben hatte. Sie konnte der Zukunft also ruhig entgegensehen, sich die Entscheidung für spätere Zeit vorbehalten. Sie durfte die Möglichkeit einer vorteilhaften Heirat ihrer Tochter nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Anderseits aber freute sie sich Gretchens ungetrübter Unbefangenheit, welche ihr volle Freiheit der Entschließung sicherte. Von diesem Tage an entwickelte sich ein lebhafter Verkehr zwischen den Familien Lambert und Brown.

Erich drängte seine Stiefmutter, den versprochenen Besuch zu machen. Durfte er sie doch begleiten und Gretchen dadurch wieder sehen. Er zeigte sich wie umgewandelt. Verdrängt, vergessen hatte er das ihn bis nun ruhelos verfolgende Gespenst einer traurigen Vergangenheit. Der toten



Vierfüßige Wasserbaumeister. *(Mit Text.)*

Gretchen verbeugte sich mit anmutiger Schüchternheit, wobei ein leichtes Erröten ihre Wangen lebhafter färbte.

„Sie sind fremd hier?" fragte sie, ihre schönen Augen langsam zu ihm aufschlagend.

„Ja, mein liebes Kind. Das heißt, ich bin sehr, sehr lange nicht hier gewesen. Jetzt aber gedenke ich längere Zeit hier zu verweilen, bis zur Regelung einer wichtigen Angelegenheit, von der Ihre Mama weiß. Wir werden uns gewiß öfter sehen!"

„Es wird mir Vergnügen machen!" erwiderte sie einfach.

Herr Brown betrachtete sie noch mit einem langen, wohlwollenden Blicke. Dann begrüßte er artig sie und ihre Mutter und entfernte sich mit einem bedeutungsvollen: „Auf baldiges und frohes Wiedersehen!"

„Erinnerst Du Dich des jungen Mannes von gestern?" fragte Frau Lambert, als sich die Ladenthüre hinter ihm geschlossen hatte. „Welchen Eindruck hast Du von ihm empfangen?"

Das junge Mädchen sah erstaunt in das Gesicht der Mutter. Eine solche Frage war ihr ja völlig neu und ungewohnt.

„Du hast mir gesagt, Mama, daß es sich nicht schickt, die Herrn

Mutter gedachte er als eines versöhnten, segenbringenden Schutzengels. Hatte ihn die Pietät für sie nicht zur Auffindung seines Idoles, zu seinem Glücke geführt? Mit welcher freudigen Ungeduld saß er in dem Wagen, der ihn und Frau Brown nach der Lambert'schen Wohnung brachte — wie heftig und erschüttert klopfte sein Herz, als er Gretchen endlich gegenübersaß, nun auch ihre sanfte, melodische Stimme hörte und wahrnehmen konnte, daß sie an Bildung und Feinheit des Denkens nicht unter ihm stand, daß ihn die Welt würde beneiden müssen um diese süße Mädchenblume, dieses Juwel an jungfräulichem Zartsinn und beinahe überirdischen Reizen. Nachdem er seine erste Befangenheit überwunden hatte, geriet er bald in eine anregende Unterhaltung mit ihr, während die beiden Frauen gemütlich auf dem Sofa plauderten.

Gretchens Antworten klangen zuerst bescheiden und einsilbig, wie es so natürlich war bei einem zurückgezogen lebenden Mädchen, das heute vielleicht zum ersten Male Gelegenheit hatte, anhaltend und zutraulich mit einem jungen Manne zu sprechen. Nach und nach aber thaten sich die keuschen Knospen ihres Geistes und Gemütes unter dem warmen Sonnenschein seines innigen Verständnisses auf. Es freute sie, daß sie



Begräbnis im Steyerischen Hochgebirge. Originalzeichnung von R. A. Jaumann. (Mit Text.)

nur eine leise Andeutung zu machen brauchte, um begriffen zu werden in ihrem ureigensten Wesen. Sie hatte bis nun gedarbt an geistiger Nahrung. Allmählich überwand das Vergnügen an dem vertraulichen Gedankenaustausche ihre Schüchternheit, ihre weibliche Zurückhaltung. Ohne es zu wissen, trat sie heraus aus dem Kreise ihrer ruhigen Reserve und gestattete ihm einen vollen Einblick in ihr geheimstes Empfinden. Ihre harmlose Kinderseele warf für einen Augenblick jeden Schleier ab und er beugte sich ehrerbietig und entzückt vor so viel unschuldiger Hoheit und echter Frauenwürde. Dann erschrak Gretchen jähe über ihre Geschwätzigkeit und Kühnheit. Die Augen senkend und mit erglühenden Wangen saß sie stumm und verschüchtert da. Und auch diese Verwirrung bezauberte ihn.

Wie kurz erschien ihm dieser erste Besuch. Wie rasch verrann doch die schöne, glückselige Stunde. Wie schmerzhaft wurde für ihn der Abschied von dem holdseligen, jungen Geschöpfe.

Als er neben Frau Brown wieder im Wagen saß, benahm er sich wie ein wach Träumender. Er lächelte still vor sich hin, jedem Worte Gretchens liebevoll nachdenkend.

„Nun, Du fragst mich um gar nichts, Erich?“ wurde er endlich aus seiner stummen Begeisterung aufgerüttelt. „So sage ich Dir's denn unaufgefordert, sie ist ein wahres Meisterstück der Natur, ein liebes Geschöpf, an dem Gott und die Menschen ihre helle Freude haben können. Und die Mutter hat so etwas Gediegenes, Vornehmes, Ehrenhaftes im Aussehen und Benehmen. Das sind adelige Charaktere, Aristokraten durch ihre Gemütsanlage. Ich freue mich, in solche Verwandtschaft zu kommen!“

Erich dankte der Stiefmutter feurig für diese Worte, die seinem Ohr, seinem Herzen so angenehm klangen.

Gretchen aber saß auf ihrem Balkon, versteckt zwischen großblätterigen, blühenden Sommerwinden. Lässig und regungslos lagen die sonst nimmermüden Hände in ihrem Schoße. Auch sie lächelte, so entzückt und ganz unbewußt. Auch sie sann allem nach, was er gesagt und sie erwidert hatte. Vorbei war es mit ihres jungen Herzens kindlicher Unbefangenheit. Eine dunkle Röte ergoß sich über ihr Gesicht, als die Mutter zu ihr heraustrat und freundlich fragte: „Gretchen, an was denkst Du denn?“

Sie hatte die Mutter nie belogen, ihr nie etwas verhehlt. Verwirrt sprang sie empor und verbarg das erglühende Gesicht an der Brust ihrer Mutter.

Frau Lambert drang nicht weiter in das schweigsame Mädchen, vermochte sie doch völlig dessen Empfindungen zu erraten.

(Fortsetzung folgt.)

Des Sängers Liebe.

Von Jenny Piorkowska. (Nachdruck verboten.)

Elisabeth von Parma, die Witwe Philipp V., versammelte allabendlich in ihrem Residenzschlosse St. Ildefonso die Elite von Madrid um sich. Doch nicht nur solche, die Rang und Reichtum auf eine hohe Stufe gestellt hatte, fanden Zutritt zu den prunkenden Gemächern, sondern auch diejenigen, welche von jenen vernachlässigt, dafür aber von der Natur um so verschwenderischer ausgestattet waren. Kunst und Wissenschaft — hier kamen sie zur Geltung, hier fanden sie Ausdruck und gerechte Anerkennung, und es war nichts Seltenes, daß das Schloß zum Musentempel wurde. — So auch heute.

Unter den Tausenden, denen St. Ildefonso zugänglich, war heute nur ein kleinerer Kreis gewählt, hochgeborene, stolze Kavaliere, edle, schöne Damen, Poeten, Musiker, Gelehrte. In den glänzend erleuchteten Räumen wogte es bunt durcheinander, bis Elisabeth unter dem großen Kandelaber erschien, wo man sie von sämtlichen Räumen aus sehen konnte, und den Finger, Schweigen gebietend, auf die Lippen legte. Sofort hörte alles Murmeln und Flüstern, alles Rauschen der seidenen Gewänder auf und regungslos wie die Statuen stand die elegante Menge da. Einen Moment herrschte lautlose Stille, dann plötzlich tönten aus dem gegenüber liegenden hochgewölbten Gemach die süßesten Klänge, welche je das Ohr der überrascht und entzückt lauschenden Versammlung berührt hatten. Sanft und leise begann der Gesang, in herzergreifender, packender Traurigkeit, wie das Wehklagen einer Mutter über den Tod ihres Kindes, allmählich wurde der Ton frischer, das Tempo ein schnelleres, die Stimme schwoll mehr und mehr an und brach in einen Jubel und Triumph aus, der alles mit sich fortzureißen schien.

Als der letzte Ton verhallt war, vernahm man sekundenlang keinen Atemzug. Das Schweigen, das auf allen Gesichtern ruhte, sprach beredter als die lautesten Beifallsbezeugungen es hätten thun können, und niemand wagte es, Elisabeth zu folgen, als sie dem Musikzimmer zuschritt. Als sie aus diesem zurückkehrte, führte sie einen hochgewachsenen jungen Mann an der Hand, dessen Züge sofort den Italiener erkennen ließen. Während er sich von dem Podium unter dem Kandelaber aus nach allen Seiten verneigte, sprach die Königin klar und deutlich, so daß man sie bis in die entferntesten Ecken der weiten Gemächer verstehen konnte:

„Signore Farinelli, ich danke Ihnen zugleich im Namen unserer hier versammelten Freunde für das unvergleichliche Vergnügen, das Sie uns bereitet haben.“

Des Sängers Antwort blieb unverständlich, die Stimme, die im Gesang wie ein Meer daher gebraust war, sank jetzt zum Flüstern herab, doch der Blick, in dem sich innige, unverhohlene Dankbarkeit malte, ging keinem der anwesenden Gäste verloren.

Man scharte sich um den Sänger, man überschüttete ihn mit Liebenswürdigkeiten, die niemand besser zu reichen vermag als die Spanier und von niemand höher geschätzt werden konnten als von Carlo Broschi, dem größten Sänger Italiens, genannt Farinelli. —

An jenem Abend — nachdem er gesungen — wurde keine Musik mehr gemacht, und bald ging die Gesellschaft auseinander.

Unter den Hofdamen der Königin befand sich eine junge Spanierin, die einer der ersten Familien Madrids angehörte. Mariana Velasquez war eine Waise, sehr reich, sehr schön und hatte sich der besonderen Gunst der Königin zu erfreuen. Sie stand in der ersten Jugendblüte, und wie eine Rosenknospe schaute ihr liebliches Gesicht aus dem reichen, die anmutige Gestalt eng umschließenden Trauergewande heraus, dessen düstere Einförmigkeit nur durch ein großes Brillantkreuz unterbrochen wurde.

Es hatte Farinellis Gesang wohl auf keinen der Versammelten einen so mächtigen Eindruck gemacht wie auf Mariana. — Ahnungslos, daß jemand sie beobachten könnte, stand sie abseits gegen eine weiße Marmorsäule gelehnt, zu der die schwarze Gestalt einen seltsamen Kontrast bildete. Ihre Lippen hatten sich geteilt und ließen die weißen Zähne hindurchschimmern und wie vom Abendrot bestrahlt, waren ihre Wangen gefärbt.

Während alle Welt sich zu ihm drängte, um die Dankesworte der Königin zu bestätigen, blieb das junge Mädchen regungslos stehen, sie rührte sich nicht, sie sprach kein Wort, und vielleicht war es gerade deshalb, daß Farinelli auf sie aufmerksam wurde. Er sah sie an und konnte den Blick nicht wieder von ihr wenden, und mit diesem Blick sog er den süßen Wahnsinn einer Liebe ein, die nie aus seinem Herzen wich. Köstliche, berauschende Träume mischten sich an jenem Abend in die ihm schon bekannten — diese galten dem Ruhm, jene aber waren gefährlicher.

Von nun an kam Farinelli häufiger in das Schloß. Die Königin war ihm wohlgesinnt und schwärmte für seinen Gesang, und wenngleich er wußte, wie unklug es war, dem Drängen seines Herzens zu folgen, so fehlte ihm doch die Kraft, diesem zu widerstehen. Aus Mariannas Augen leuchtete ihm stets die schönste Anerkennung entgegen, und wenn er hineinschaute, dachte er bisweilen: sie wenigstens würde aufrichtig trauern, wenn der Sänger plötzlich verstummte.

* * *

Zwei Jahre waren verstrichen, seit Farinelli sie zum ersten Mal gesehen hatte, die sein Schicksal werden sollte. Er hatte inzwischen ganz Europa durchreist und in allen Hauptstädten glänzende Triumphe gefeiert. Freilich gab es Neider, die ihn zu verdächtigen suchten, indem sie behaupteten, England verwende ihn in der spanischen Politik, doch gelang es ihnen nicht, ihm dadurch die Gunst und das Vertrauen Elisabeths zu entziehen, die es nie vergaß, daß er allein es gewesen, der ihren Gemahl seiner düsteren Schwermut zu entreißen vermochte.

Seltsamerweise blieb die Königin blind für die Liebe ihrer jugendlichen Hofdame und gab ihr unwissentlich beständig Gelegenheit, ihre Bewunderung und Begeisterung für den unvergleichlichen Sänger zu erhöhen. Sie selbst erzählte ihr von seiner Freigebigkeit gegen Musiker, die in Not geraten, von Bonavera, dem er ein Engagement am königlichen Theater verschaffte, von Theresa Costellini, der Mailänder Sängerin, die er unentgeltlich ausbildete, und mehr dergleichen Beweise seiner Güte, die alle nur dazu angethan waren, Marianas Liebe für Farinelli noch zu steigern. Das Leben erschien dem jungen Mädchen in einem ganz neuen Licht, seit sie ihn kannte, und der Ton, in welchem sie zu ihm sprach, die sichtliche Freude, in welche das kleinste Lied von seinen Lippen sie versetzte, zeigten ihm, wie tief er sie interessierte.

„Ich finde nichts Besonderes an ihm,“ sagte eines Tages eine andere Hofdame achselzuckend, worauf Mariana entgegnete:

„Es gibt nur einen Farinelli, meine Liebe, gerade so, wie es nur einen Apoll gab.“

So sehr die Königin Mariana auch liebte, wollte sie doch willkürlich über deren Hand verfügen. Ein vornehmer Spanier liebte das junge Mädchen und erhielt Elisabeths Erlaubnis, sich um die schöne Waise bewerben zu dürfen.

Diese aber weigerte sich entschieden, ihn, der ihr zum Gemahl bestimmt war, sehen oder sprechen zu wollen, und nun erfuhr die Königin, wie es um Marianas Herz stand. Sie lächelte — schalt — gebot — erreichte damit aber weiter nichts, als daß das Mädchen versprach, den Gedanken an Carlo Broschi aufzugeben und ihm zu entsagen. — Voll Zorn wandte die Königin ihr den Rücken und verbannte sie auf eine entfernt liegende Besitzung, die Mariana von ihrem Vater geerbt hatte.

Farinelli forschte bei Elisabeth vergeblich nach Mariannas Aufenthalt, es wurde ihm keine bestimmte Antwort zu teil, und so lange Elisabeth lebte, wurde des Mädchens Name nicht wieder genannt.

Fern vom Hofe verlebte Mariana die besten Jahre ihres Lebens in unsagbarer Trauer, welche die Stimme dessen hätte bannen können, den herbeizurufen sie nicht wagte.

Als die Nachricht von Elisabeths Tod sie erreichte, blieb sie eine freiwillig von Ildefonso Verbannte, da die Energie und Lebensfrische, durch welche sie am Hofe geglänzt hatte, gebrochen waren. Ihre einzige Freude,

ihr einziges Glück bestand nur noch darin, dieselben Weisen zu singen, die einst von den Lippen eines anderen sie so mächtig gefesselt hatten.

* * *

Als der große Sänger fühlte, daß sein Leben sich dem Ende zuneigte, zog er sich auf eine Villa in der Nähe von Bologna zurück. Er zählte jetzt beinahe fünfundsiebenzig Jahre. Hier umgab er sich mit all den Kunstschätzen, die er während seiner Künstlerlaufbahn gesammelt hatte, teils Geschenke regierender Fürsten, darunter Diamanten von großem Wert.

Eines Tages wurde dem bejahrten Musiker eine Dame gemeldet. Er ließ sie bitten, einzutreten, und war überrascht, eine ihm völlig Fremde vor sich zu sehen. Sie war alt, doch mit einer Eleganz und Sorgfalt gekleidet, die deutlich zeigten, daß sie Wert auf ihre äußere Erscheinung legte. Nachdem sie seiner Aufforderung, Platz zu nehmen, gefolgt war, sagte sie ihm einfach, daß keine dringende Angelegenheit sie zu ihm führe, sondern ausschließlich das Verlangen, einen Mann wieder zu sehen, den sie in ihrer Jugend gehört und bewundert habe.

Die zwei alten Leute saßen lange beisammen. Farinelli ließ Chokolade kommen und sie sprachen von den alten Zeiten in Spanien und den verschiedenen Regierungen dort, von Elisabeth von Parma und der Pracht von St. Ildefonso.

So verflossen Stunden, und als die Dame endlich gebeten hatte, ihren Wagen vorfahren zu lassen, wandte sie sich zu ihrem Wirt, mit Thränen in den Augen, aber einem verklärten Lächeln um den, wenn auch welken, so doch noch immer schönen Mund und sagte: „Ich werde die Erinnerung an diesen Besuch mit mir in meine Heimat tragen, die immer einsam geblieben ist.“

„Und wenn ich dieses Tages gedenke,“ erwiderte Farinelli, „wie darf ich Sie nennen, wenn ich für diejenige bete, die ihn mir zu einem so glücklichen gemacht hat?“

„Ich trage denselben Namen noch, wie einst, ich bin Mariana Velasquez.“

Er hatte den Namen lange nicht nennen hören, und dennoch hallte er tausendfach in seinem Herzen wieder. Er beugte sich zu der schmalen, welken Hand nieder, die in der seinen ruhte, und drückte einen innigen Kuß darauf. „Dieser Name war während langer Jahre mein Losungswort bei jedem guten Gedanken, jeder guten That,“ sprach er. „Ich habe ihn nie vergessen. Wir sind jetzt alt, Mariana, in einer anderen Welt aber giebt es kein Alter. Wenige kurze Monde noch und ich wenigstens bin nicht mehr hier. Kommen Sie allwöchentlich an diesem Tage zu mir, bis ich gehe, und wenn Sie mir dann hinüber gefolgt sind, wird es kein Unrecht mehr sein, wenn wir uns ewig lieben.“

So lange Farinelli noch lebte, schmückte er an jedem Mittwoch sein Zimmer mit den schönsten Blumen zu Mariana Velasquez' Empfang, und die beiden durchlebten im Geiste wieder und immer wieder die alten Zeiten, und wenn sie der Zukunft gedachten, sahen sie sich innig in die Augen und drückten sich gegenseitig die welke Hand.

Der Kirchhof von Nizza.

Ich höre dumpf die Meereswogen branden,
Und mächtig rauscht's von Tönen rings und Düften,
Doch trauernd schweigt die Pinie an den Grüften,
Als hätte sie das Menschenlos verstanden.

Hier ruhn sie; — Dulder aus entleg'nen Landen,
Fern aus des Nordens schneebedeckten Klüften,
Die in Hispaniens sonnentrunk'nen Lüften
Erlösung suchten — und Erlösung fanden.

O möge still an eurem Leichensteine
Die Anemone blühn, die ich nicht pflücke,
Der bunte Falter glühn, den ich nicht hasche.

Ein Blütenkelch am öden Grabesraine,
Ein Falter ist der Mensch mit seinem Glücke,
Die Hoffnung Windhauch und das Leben Asche!

Ernst Eckstein.



Das durstige Bärbele mag weidlich umhergetollt haben, bis ihm die Zunge trocken geworden ist. Nun aber kann sich's satt trinken aus einem Glas, das fast so groß ist, als es selber. Da thut es einen ordentlichen Schluck, — wenn's nur nicht zu viel werden wird, Bärbele!

Vierfüßige Wasserbaumeister. Unter den Tieren, die mit einem gewissen Arbeitstriebe und mit einer besondern Kunstfertigkeit begabt sind, nimmt wohl der Biber die hervorragendste Stellung ein. Außerdem ist er auch noch merkwürdig durch sein wertvolles Fell. Europa bietet keine Gelegenheit, den Biber in seinem eigentümlichen Wesen zu beobachten, dies kann nur dem mit allen Gefahren und Mühseligkeiten des Jagdlebens vertrauten Trapper glücken, der es unternimmt, die einsamen, wasser- und waldreichen Gegenden des südlichen Oregongebietes oder die wilden Jagdgründe zwischen der Hudsonsbay und dem Gebiete von Canada bis hinauf an die Küsten von Labrador zu durchwandern. In den mit Laubholzwäldern bedeckten, von Flüssen und Süßwasserseen bewässerten Einöden des südlichen Oregongebietes besonders kommen ihre merkwürdigen Bauten, die oft ausgedehnten Ansiedelungen wilder menschlicher Einwohner gleichen, nicht selten vor. Eine solche Ansiedelung und das Treiben ihrer geschäftigen Inwohner stellt unser Bild dar. Die der äußern Form nach Heuschobern gleichenden Baue erheben sich bis etwa zwei Meter über den Boden oder über den Spiegel des Gewässers und haben unterhalb oft bis zu vier Meter und drüber im Durchmesser. Sie sind aus Steinen, Holzstücken und Erde künstlich zusammengefügt. Die etwa einen halben Meter dicken Wände sind innen senkrecht und mit einer halbkugeligen Kuppel überwölbt. Wenn die Biber in ihren alten Wohnungen nicht mehr Raum haben, oder wenn sie sonst genötigt sind, dieselben zu verlassen, so sammeln sie sich zu zwei, drei Familien, wohl auch mehr, so daß zuweilen eine Schaar von etlichen hundert Köpfen zusammenkommen mag, um einen neuen Platz für ihren Bau aufzusuchen; es geschieht dies gewöhnlich im Monat August. Für den neuen Wohnsitz wird eine nahrungsreiche, d. h. mit Gras- und jungem Laubholzwuchs versehene einsame Gegend an einem Bache, der dann durch Eindämmen in einen Teich von mehr oder minder großem Umfange verwandelt wird, oder an einem Flusse oder eine Süßwassersee aufgesucht. Die zur Herstellung des Baues erforderlichen Arbeiten sollen meist nur in den hellen Nächten vorgenommen werden, weil der Biber, wie andere Nager, am Tage gern schläft. In ganz einsamen und sicheren Gegenden wird aber wohl auch am Tage gearbeitet. Hierauf beginnt das Holzfällen, wozu das eigentümliche Gebiß dieser Nagetiere, das aus schräg zugeschärften Vorderzähnen besteht, sehr gut dient, so daß ein Biber damit einen Baum von etwa 15 Centimeter Durchmesser in einigen Stunden fällt. Einen jungen Baum von ca. 3 Centimeter Dicke werfen sie mit einem Bisse um, so daß er wie mit einem scharfen Messer abgeschnitten ist; nicht gar zu starke Bäume nagen sie an einer Seite an, stärkere aber ringsherum, doch immer an der dem Wasser zugekehrten Seite am stärksten, so daß der Fall nach dieser Seite hin erfolgt und so der Transport erleichtert ist. Ist ein größerer Baum gefällt, so werden die Aeste abgebissen und in Stücken von ein bis zwei Meter Länge zerteilt fortgeschafft, ins Wasser gebracht und an den zum Bau bestimmten Ort geflößt. Es sollen für den Transport auch mitunter sogar erst besondere Kanäle vom Flusse oder See aus angelegt werden. Die Vorarbeiten sollen meist gemeinschaftlich vorgenommen werden, während die einzelne Wohnung jedes Paar für sich baut, doch sollen auch zwei bis drei und mehr Familien zusammen einen Bau unternehmen. Zu diesem Zwecke wird unter dem Wasser in einiger Entfernung vom Ufer ein Loch in den Boden gegraben und schräg aufwärts nach dem Ufer hin in einem Gange fortgeführt, der am Ufer selbst ausmündet. Zwei, drei und mehr solcher Gänge werden auf diese Weise in verschiedener Richtung nach einer Uferstelle hingeführt; am Landende des Ganges wird dann die schon beschriebene, stumpf kegelförmige Hütte errichtet, die nach einigen Beobachtern aus zwei Stockwerken besteht, nach anderen aber nur eine einzige Höhle bildet, die mit Laub, Gras und Holzspänen ausgefüttert ist. Unweit des Ausgangsloches befindet sich in der so gebildeten Wohnung die Vorratskammer, in welche der Biber, gleich dem Hamster und anderen Tieren, in der günstigen Jahreszeit sich Nahrung für den Winter anhäuft, die besonders aus den Wurzeln der Seerose und jungen Laubholzzweigen, namentlich von Espen und Birken, besteht. Nach Cartwright sollen sich acht bis zehn Biber zusammenthun, um einen Holzstoß von etwa acht Meter Länge und Breite und drei Meter Höhe nahe ihrer Wohnungen im Wasser als Vorrat für den Winter aufzuhäufen, so daß sie sich, wenn es nötig, nur die Stücke in die Wohnungen zu tragen haben, um die Rinde derselben abzunagen, oder auch die dünnsten Zweige gänzlich zu verzehren. Besonders merkwürdig sind die von den Bibern ausgeführten Dammbauten, an denen die sämtlichen Bewohner einer Kolonie, manchmal dreihundert bis vierhundert Köpfe stark, arbeiten Es wird dies Werk dann unternommen, wenn das Wasser ihnen nicht tief genug ist, indem sie alsdann dasselbe durch einen Damm abstauen, der vorzüglich aus Holzstämmen in Verbindung mit Steinen, Schlamm und Sand besteht. Ein solcher Damm reicht in den meisten Fällen von einem Flußufer zum andern und ist, je nach Umständen zwanzig, fünfundzwanzig bis dreißig Meter lang und am Grunde drei bis vier Meter breit, solche Dämme sind außerordentlich haltbar und bilden oft sichere Brücken. Die Arbeiten an einem solchen Damme werden stets wiederholt, sobald sich Undichtheiten zeigen. Dabei benutzt der Biber seinen merkwürdig geformten Schwanz sehr wirksam zum Schwimmen und zur Hilfe beim Versenken größerer Holzstücke. Wenn sich durch den Bau eines solchen Dammes die Wasseroberfläche nicht so weit erhöhen läßt, daß der Boden, worauf die Hütten stehen, überschwemmt wird, so werden die Wohnungen direkt im Wasser erbaut, indem Schlamm, Erde und Steine bis zur passenden Höhe aufgehäuft werden, um den Boden derselben zu bilden. Das Wasser muß, wenn der Biber sich in seiner Behausung behaglich fühlen soll, etwa meterhoch über dem Eingangsloche derselben stehen; es wird dann der Eingang im Winter nicht leicht durch das Eis versperrt. Wird der Wohnsitz auf einer Insel aufgeschlagen, so wird stets die Südseite derselben gewählt. Nach dem Lande zu sind die Hütten ganz geschlossen, sowohl um feindliche Eindringlinge, als auch den kalten Hauch des Windes abzuhalten, so daß kein Frost in das Innere eindringen kann. Bisweilen bleiben die Biber drei, vier und mehr Jahre an einem Platze wohnen, oft ändern sie aber auch alle Jahre ihren Wohnsitz und bauen neue Hütten, meist wohl durch die Nötigung des Futtermangels. In einer Biberkolonie, wie sie unser Bild bietet, herrscht besonders zur Abendzeit und in den hellen, warmen Sommernächten ein reges, munteres Leben, indem die Tiere teils in der Arbeit mit Reparaturen und Futtertragen, teils im müßigen Spiel begriffen sind. — Die Biberjagd ist in den Einöden Amerikas, jenseit des Felsengebirges, an den wilden Ufern des Oregon- und Columbiaflusses, ein gefährliches Gewerbe, zu dem nur die Lust nach Gewinn und der kühne Jägermut des weißen Trappers und Indianers treiben kann. Nur ein geübtes Auge kann schon aus weiten Entfernungen die Merkmale des Wohnsitzes der scheuen Tiere erkennen; ist der Platz erreicht, wo die Hütten stehen, so muß ausgekundschaftet werden, an welcher Seite der im seichten Wasser versteckte Eingang sich befindet. Dann wird an dieser Stelle eine Schlinge von Eisendraht etwa einen halben Meter tief eingesenkt, dieselbe wird entweder an einen eingerammten Pfahl oder zwischen

großen Steinen befestigt; dicht über der Schlinge befindet sich die aus Bibergeil (einer vom Biber selbst gewonnenen fettigen Masse von betäubendem Geruche) bestehende Lockspeise auf einem oben über das Wasser emporragenden Stocke. Außerdem ist die Schlinge noch mit einer langen Schnur verknüpft und mit einem schwimmenden Holzstück verbunden, um dadurch die Richtung anzuzeigen, wenn der Biber mit der Schlinge fortschwimmen sollte. Der heimkehrende Biber riecht die Lockspeise, er richtet sich nach derselben empor und gerät dabei mit den Hinterfüßen in die unzerreißbare und nicht zu zernagende Schlinge. Der lauernde Jäger zieht mittels der Schnur den Gefangenen an sich und tötet ihn durch einen Schlag auf den Kopf. Der Handel mit Biberfellen ist immer noch bedeutend, wenngleich nicht mehr so wie früher. Die besten Biberfelle kommen von den Küsten von Labrador, während britisch Nordamerika von den Gebirgsflüssen der Rocky Mountains eine Sorte sehr großer, heller, manchmal fast weißer Felle liefert. Das daraus gefertigte Pelzwerk ist schon seit Anfang dieses Jahrhunderts in China, seit etwa vierzig Jahren, seit die sogenannten Castorhüte aus der Mode gekommen sind, auch in Europa beliebt geworden, besonders weil seit dieser Zeit der Preis etwa auf ein Viertel des früheren Preises herabgegangen ist.

Begräbnis im Steyerischen Hochgebirge. Taufen, Hochzeiten und Begräbnisse stoßen im Hochgebirge oft auf bedenkliche Schwierigkeiten; deshalb ist der Beruf des Arztes und Seelsorgers in solchen Gegenden ein mühevoller und anstrengender. Besonders im Winter, wo Wege und Stege mit klafterhohem Schnee bedeckt sind, wo der Verkehr zwischen den zerstreut liegenden Häusern und Einschichten beinahe unmöglich wird, sind die Freud- und Leidtage dieser Bewohner oft sonderbarer Art. Der neue Weltbürger, der im Winter geboren wird, muß oft einige Wochen warten, ehe er zur Kirche gebracht werden kann, um daselbst die heilige Taufe zu empfangen und selbst der Tote muß tagelang harren, ehe seine Bestattung möglich wird. Aber auch in den anderen Jahreszeiten sieht ein Leichenzug in den Alpen oft sonderbar aus. Der wohlgezimmerte Sarg, den ein schwarzes Leichentuch bedeckt, ruht auf einem zweiräderigen Karren, der von einem Pferde gezogen wird. Den Zug eröffnet gewöhnlich ein Knabe, das Kreuz oder eine Laterne tragend, dann kommt das sonderbare Trauerfuhrwerk mit dem Sarge, und dahinter folgen laut betend die Leidtragenden. Die Leichenbegängnisse im steyrischen Hochgebirge finden gewöhnlich früh statt, nachdem vorher die Messe und sodann die priesterliche Einsegnung erfolgt. K. St.

Ein gar zu gutes Zeugnis.



„Herr Oberamtsarzt, hier bring' ich Ihnen Ihr Krankheitszeugnis wieder zurück."

„Ja warum denn, Herr Revisor?"

„Weil es gar zu gut ist! Ich möchte blos beurlaubt werden, aber mit dem da werd' ich gleich ganz pensioniert!"

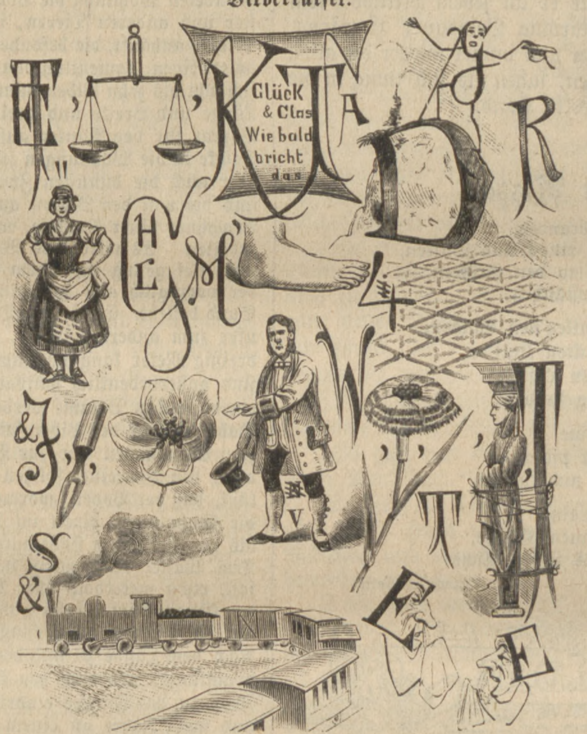
ALLERLEI

Zutreffend. Assessor (Sontagsjäger, zum Angeklagten): „Habe ich Sie denn nicht schon irgendwo getroffen?" — Angeklagter (seine Kehrseite reibend): „Und ob, Ew. Gnaden; erst vorigen Sonntag auf der Treibjagd!"

Selige Erinnerungen. Erster Student: „Sieh' mal, der alte Herr da drüben hat mich noch auf seinen Armen getragen!" — Zweiter Student: „So? Er war wohl Diener im Hause Deiner Eltern?" — Erster Student: „Das nicht, aber er war früher Nachtwächter hier!"

König aller Violinspieler. Ludwig XIII., König von Frankreich, war über die Kunstfertigkeit des zu jener Zeit auf der Violine berühmten du Manoir so entzückt, daß er ihn zum König aller Violinspieler ernennen, und ihm hierüber ein eigenes Patent ausfertigen ließ. Dies Patent ist vom Jahre 1630, und enthält unter andern auch die komische Befugnis, aller Orten ein Corps von Violinisten errichten zu dürfen. St.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Kasernenhofblüte. Sergeant (zum Rekruten): „. . . Dibbelberger, ich hab' Sie im Verdacht, den Stein der — Dummen gefunden zu haben!"

Boshafte Bemerkung. Humorist und Satiriker Saphir kam einst auf einem Ausfluge in einen kleinen Ort, nicht weit von Wien gelegen. Dort bestellte er sich in einer Gastwirtschaft eine Flasche Landwein, der ihm aber durchaus nicht behagte, weil er über Gebühr sauer war. Saphir hat kaum die Hälfte, wenn auch mit Widerstreben, geleert, da naht sich ihm der Wirt und begrüßt ihn, indem er sein Käppchen zieht. — „Wissen Sie," spricht jetzt plötzlich der Satiriker, „ich wollte Ihnen eigentlich dreißig Kreuzer abziehen, will aber davon absteyen." — „Wieso?" fragt neugierig der Wirt. — „Weil ich einsehe, daß Sie bei Ihrem Wein das Geld sich sauer verdienen müssen." R.

Guter Verdienst. Der feinsinnige Dichter und scharfe Kritiker Nicolas Boileau—Despréaux (1636—1711) war einer der leuchtendsten Sterne am Himmel der französischen Litteratur im Zeitalter Ludwigs XIV. und trug nicht wenig zu dem Glanze bei, welcher den Hof dieses Selbstherrschers in geistiger Beziehung zu dem ersten Europas machte. Der König erkannte auch seine Verdienste willig an und blieb ihm trotz seiner fast republikanischen Freimütigkeit bis ans Ende gewogen. Schon nach der Veröffentlichung seines Erstlingswerkes, der trefflichen „Satiren", erhielt der junge Mann eine jährliche Rente von zweihundert Pistolen (Lousd'or) aus der königlichen Kasse ausgesetzt. Der Zahlmeister, welchem Boileau die Anweisung präsentierte, war ein trockener Rechner, ohne Sinn für die Künste, dem die Verse des aufstrebenden Genies ebenso unbekannt waren, wie dessen Name und Persönlichkeit. Als er daher auf dem Blatte las: „Diese Besoldung geben wir dem Boileau wegen des Vergnügens, das wir über seine Arbeiten empfunden haben," sah er den Dichter starr an und fragte, was das für Arbeiten seien, welche den Beifall Sr. Majestät in so hohem Grade gefunden hätten. Boileau merkte wohl, daß dieser prosaische Bureaumensch der königlichen Belohnung eines litterarischen Verdienstes wenig Verständnis entgegenbringen würde; deshalb versetzte er: „Es sind Maurerarbeiten." — „A la bonne heure!" machte der Kassenmann, „mein Kompliment, Herr Maurermeister," und zahlte die liquidierte Summe, welche der geistreiche Pseudomaurer vergnügt schmunzelnd in die Taschen strich. y.

Gemeinnütziges

Die Vorrichtung zum Reinigen und Ausspritzen von Holzwurmgängen in Möbeln von C. Heisterberg in Hannover (D. R.-P. Nr. 76936) besteht aus zwei Gummibällen, von denen der eine mit Luft, der andere mit Petroleum oder dergleichen gefüllt wird. Die Bälle sind durch eine Düse, in welcher sich die von den Bällen ausgehenden Kanäle befinden, verbunden. Die konische Düse trägt am Ende eine drehbare, durchbohrte Spitze, deren Bohrung sich entweder mit dem Luft- oder mit dem Petroleumkanal verbinden läßt, wobei der nichtangeschlossene Kanal selbstthätig verschlossen wird. Beim Gebrauch der Vorrichtung bläst man zunächst mittelst des Luftballes das Wurmmehl aus den Wurmgängen und spritzt diese dann mit Petroleum aus. — (Vom Patentbureau Otto Wolff in Dresden.)

Die Zwiebel als Arzneipflanze. Gegen das Ausfallen der Kopfhaare ist Zwiebelsaft ein altbewährtes Mittel; schon seit alten Zeiten wendet es der Orientale an; Griechen und Römer kannten bereits dies Mittel. Das Verfahren ist sehr einfach. Man reibe mit einer durchschnittenen Zwiebel die kahlen Stellen des Kopfes ein. Franzbranntwein mit Klettenwurzelabsud und Zwiebelsaft hilft in den meisten Fällen. Ebenso kann man Zwiebelsaft, mit gutem, reinem Essig vermischt, gegen Nasenbluten anwenden. Bei Bienen- und Insektenstichen ist Zwiebelsaft ein vorzügliches und schnell wirkendes Mittel.

Einen reizenden Naturstrauß mitten im Winter erhält der Blumenfreund, wenn er am St. Barbaratage (30. November) sich im Garten eine Anzahl jener Reiser, deren Blütenschmuck uns im Frühjahre zuerst erfreut: Korneliuskirschen, Süßkirschen und Holunder, Zweige von Buchen- und Erlenbüschen, von Weiden und Haselsträuchern, wilden Rosen und Stachelbeerbüschen, Heidelbeerkraut, Wachholder 2c., schneidet. Diese werden in Verbindung mit einigen Zweigen der so überaus graziös wirkenden Weymouthskiefer, in wassergefüllten Gefäßen, dem besten Lichte und den wenigen Sonnenstrahlen des Winters überantwortet. Der Erfolg ist reizend und anmutig. In gleichmäßiger Zimmertemperatur entwickeln sich schon nach wenigen Tagen die Kätzchen des Haselstrauches und der Weide. Sie erblühen vollkommen und überschütten die Umgebung mit ihrem gelben Blütenstaube. Das volle gesättigte Kiefergrün gibt ihrer graziösen Eigenart das wirksamste Relief; dazwischen die zart gelbgrünen oder rosa Blattspitzen der übrigen Zweige, die dann um Weihnachten in zartem Blütenschmuck stehen. Die Pflege dieses Straußes ist sehr einfach: tägliches Ueberspritzen mit lauwarmem Wasser, jeden dritten oder vierten Tag frisches angewärmtes Wasser in die Vase, das ist alles.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Anagramms: Rhone, Ohren; — des Logogriphs: Termit, Termin.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.